

7. Kita und Kirchengemeinde

7.1 Wo ist Gott? – von Orten der Gottesbegegnung und pastoralen Netzwerken

Stephan Winter

7.1.1 Kirche – was ist das?

Das Zweite Vatikanische Konzil, dessen Beginn sich 2012 zum 50. Mal jährt, hat u. a. wichtige Gedanken dazu formuliert, was die Kirche in ihrem Kern ausmacht (Bode 2011). In seiner dogmatischen Konstitution über die Kirche, *Lumen gentium*, nennt das Konzil die Kirche „Zeichen und Werkzeug“ für die Bildung des Volkes Gottes mitten in der Welt. Sie ist nicht deckungsgleich mit diesem Volk Gottes, sondern die Kirche weist auf dessen Gesamt hin und dient dazu, dieses Volk Gottes zu bilden. Kirche hat demnach ihre Daseinsberechtigung nicht um ihrer selbst willen, sondern gewinnt sie alleine von daher, dass sie Menschen in deren Lebenswirklichkeit Gotteserfahrungen ermöglicht.

Kirche in der jeweiligen „Welt von heute“ – so der der Titel der Pastoralkonstitution – muss sich demnach immer wieder neu orientieren/ausrichten, u. a. dadurch, dass sie ihre Sozialgestalt selbstkritisch analysiert und ggf. weiterentwickelt. Kirche ist Zeichen und Werkzeug für etwas von ihr Verschiedenes. Durch ihre Praxis soll sie sich nicht selbst reproduzieren. Sie soll vielmehr ein Ort sein, an dem sich das Evangelium verwirklicht. In der Sprache des Konzils: Kirche soll ein „allumfassende(s) Sakrament des Heiles“ sein, das allein von der Gnade Gottes getragen „das Geheimnis der Liebe Gottes zu den Menschen zugleich offenbart und verwirklicht“ (GS 45).

Vor diesem Hintergrund hat das Konzil dann neu herausgestellt: Kirche verwirklicht sich dort, wo sich die Getauften mit den Herausforderungen ihrer Lebenswelt so auseinandersetzen, dass das Evangelium in seiner kritisch-aufrichtenden Kraft zur Geltung kommt. Das Bistum Osnabrück hat in den vergangenen Jahren einen umfangreichen Katechetischen Prozess gestaltet, der unter dem Leitwort stand: „Vom Wort des Lebens sprechen wir“ (Infos unter: www.katechetischerprozess.de). Dieses Wort ist dem ersten Kapitel des 1. Johannesbriefes entnommen. Der Kontext lautet:

„Was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen, was wir geschaut und was unsere Hände angefasst haben, das verkünden wir: das Wort des Lebens. Denn das Leben wurde offenbart; wir haben gesehen und bezeugen und verkünden euch das ewige Leben, das beim Vater war und uns offenbart wurde“ (1 Joh 1,1f).

Diese Stelle spricht vom Verkündigungsauftrag der Glaubenden. Dieser Auftrag bezieht sich darauf, „das Wort (griech.: den logos) des Lebens“ zu kommunizieren. Dieser Briefanfang nimmt Bezug auf den Prolog des Johannesevangeliums: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14). Gott ruft alles ins Dasein und erhält es nach seinem Willen (vgl. Röm 4,17).

Der Glaube setzt darauf, dass dieses göttliche Wort des Lebens in unüberbietbarer Weise sinnlich wahrnehmbare Gestalt annimmt: in Jesus Christus. Diese Gestaltwerdung hört aber mit Christi irdischer Lebenszeit nicht auf. Der logos Gottes nimmt weiter Gestalt an, indem Menschen von ihm Zeugnis ablegen. So wird eine neue Schöpfung: in Christus, durch ihn und mit ihm (vgl. 2 Kor 5,17).

Wo ist Gott? Er ist dort zu finden, wo Menschen ihr Leben zum Ort seiner Gegenwart werden lassen. Und das soll sich exemplarisch innerhalb der Gemeinschaft der Getauften, innerhalb derer, die Kirche bilden, ereignen – nicht aus deren eigener Kraft, sondern in der Kraft des Geistes Gottes (vgl. z. B. 1 Kor 12), wie er in der Taufe geschenkt wird. Im Sakrament der Taufe ereignet sich eine neue Geburt aus Wasser und Geist (vgl. Joh 3,5), in der die Menschen zu einer grundlegend neuen Wahrnehmung der Wirklichkeit befreit werden. Gott öffnet die Herzen und Sinne der Menschen dafür, sein Licht im Glauben aufzunehmen. Jesus selber ist dieses Licht, in dem die Wirklichkeit auf Gott als ihren Ursprung und ihr Ziel hin durchsichtig wird. Dieses Licht wechselt sich nicht mehr mit der Finsternis ab (vgl. Gen 1,4–5), sondern ist ewiges, auch in das Dunkel des Todes hineinstrahlendes Licht. Damit werden aber die Anforderungen, die sich an die Glaubenden stellen, keineswegs geringer. Während die Jüngerinnen und Jünger der ersten Stunde Jesus noch unmittelbar sinnlich erleben konnten, sollen diejenigen, die ihn „nur“ vermittelt über den Text des Evangeliums kennenlernen können, nicht minder fest an ihn als Wort und Licht Gottes glauben: „Selig sind, die nicht sehen und dennoch glauben,“ sagt Jesus am Ende des Evangeliums dessen Lesern (Joh 21,29). „Sie sollen von der Schau der Jünger lesen, aber in ihrem eigenen Leben an die Gegenwart des Wortes Gottes glauben. Das gesamte Evangelium gibt eine Einweisung dazu. In ausnahmslos jeder menschlichen Begegnung kann von da aus Gottes Herrlich-

keit erkennbar werden. Dies ist [...] das eigentliche Geheimnis der Menschwerdung Jesu: die Gottes-Schau der Welt“ (Wucherpfennig 2007, 6). So betrachtet, ist Kirche als ein Netzwerk vielfältiger Orte von Gottesbegegnungen zu denken, denn: Gott lässt sich erfahren mit allen Sinnen – mitten im Leben, dort, wo Menschen glauben und aus diesem Glauben heraus Leben gestalten. Und nicht zuletzt sind Kitas Orte der Gottesbegegnung in diesem Sinne: prall gefüllt mit menschlichem Leben, das sich danach sehnt, mit Gott in Berührung zu kommen. Bevor ein gesonderter Beitrag bedenkt, welche Schritte konkret zu gehen sind, damit Kitas erkennbar und glaubwürdig kirchliche Orte sein bzw. immer mehr werden können, hier zunächst einige grundsätzliche Gedanken zu einer angemessenen Sozialgestalt, die Kirche heute zu entwickeln hat:

7.1.2 Die Situation: Gruppen- oder familienhafte Gemeinde in der Krise

Die Kirchengemeinde gibt es nicht – weder im Dorf, noch in der Stadt. Jede Kirchengemeinde besteht aus konkreten Menschen, und schon deshalb existieren Kirchengemeinden in bunter Vielfalt. Die Pastoraltheologie hat aber in jüngster Zeit v. a. durch soziologische Untersuchungen zeigen können, dass sich in der letzten großen Entwicklungsphase der Kirche v. a. der Typ der gruppen- oder familienhaft strukturierten Gemeinde etabliert hat. Diese Form, den christlichen Glauben zu leben, hat viele der heute aktiven Ehren- und Hauptamtlichen in ihrer Biografie geprägt. Wie war es zu dieser relativ jungen Form kirchlichen Lebens gekommen?

Katholikinnen und Katholiken konnten bis etwa in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts in einem relativ geschlossenen Großmilieu leben. Dieses Milieu war weithin vormodern und ständisch geprägt, das Christsein in diesem Milieu verkirchlicht: „Die Kirche wurde zur Volkskirche. Man liest katholisch (Borromäusverein), singt katholisch (Chöre), erzieht katholisch (kath. Schulen), wählt katholisch (CDU) und liebt katholisch (Humane vitae). Kurzformel: Man gehört zur Kirche, und die hilft einem zum Christsein“ (Sellmann 2011, 9). Das Kirchenbild, das dem entspricht, ist das der Kirche als „Werk Christi, als Frucht seines Wirkens, als sein ‚Herrschaftsgebiet‘“ (Greshake 2009, 147f.). Ab den 60er Jahren wurde aufgrund des tiefgreifenden Wertewandels der Druck auf das Großmilieu so groß, dass dessen Stabilität nur noch mit hohem Aufwand aufrechtzuerhalten war – auch wenn scheinbar v. a. im ländlichen Bereich Reste des Milieus weiter existieren. Letzteres liegt daran, dass hier die Bevölkerung im sozialen Nahraum nur relativ gering sozial aufgesplittet war und teilweise noch ist. Die dort lebenden Familien, die Gestaltungsmuster von Alltags-, Freizeit- und Arbeitswelt sowie der Feiertagskultur u. ä. haben länger als im städtischen Kontext ähnliche Grundstrukturen aufgewiesen. So konnte sich das volkskirchlich gesehen selbstverständliche harmonische Miteinander von kirchlicher Sozialform, religiösem Sinnsystem und gesellschaftlicher Wirklichkeit stabil halten. Und dennoch gilt (mit mehr oder weniger starker zeitlicher Verschiebung) auch für die kirchliche Realität „auf dem Dorf“ ebenso wie überall in unserer Gesellschaft: Bestimmte Formen der Einbindung in das Milieu

sind zunehmend schwerer vermittelbar und werden nur noch von einer kleiner werdenden Minderheit praktiziert.

Die gruppen- oder familienhaft verfasste christliche Gemeinde sollte eigentlich eine angemessene Antwort auf die Krise des katholischen Großmilieus darstellen. Kirchenoffiziell hat die Würzburger Synode in den 1970er Jahren den Gemeindebegriff eingeführt. Das Ideal war die Bildung engagierter, lebendiger Gemeinschaften von überzeugten und aktiven Christinnen und Christen. Insgesamt hat sich aber gezeigt, dass schon seit Jahrzehnten bestimmte Bevölkerungssegmente in den territorial verfassten Kirchengemeinden kaum oder gar nicht mehr präsent sind, z. B. die Arbeiterschaft, Männer zwischen 25 und 55, Künstler, Intellektuelle, Jugendliche, vor allem solche aus dem bildungsschwachen Umfeld. Dies deutet auf die zentralen Probleme des Gemeindekonzepts hin: „Statt eines Großmilieus wird ein kleines Milieu geschaffen. Die Verkirchlichung von früher ist die Vergemeindlichung von heute. Christsein wird von Gemeinde abgeleitet und soll zur Gemeinde führen. Und jedem pastorale(n) Einsatz, der nicht direkt zur Sichtbarkeit in einer Gemeindegruppe (letztlich: zur Sammlung um den Altar) führt, wird das eigentliche Heimatrecht abgesprochen. Der Gemeindebegriff wird dabei unter der Hand in einen Gruppenbegriff verwandelt“ (Sellmann 2011, 9). Wo Gleichgesinnte in dieser Weise fest zusammenrücken, lässt sich also vielleicht das Problem überwinden, dass im Großmilieu prinzipiell alle erfasst wurden – unabhängig von ihren persönlichen Glaubensüberzeugungen. Letztlich hatte man keine Wahl, ob und wie man den Glauben zu leben hatte. Aber: Die Gemeinde als familienhafte Gemeinschaft von Gruppen, in denen der christliche Glaube konkret werden soll – gemeinsam mit Gleichgesinnten, die auch bei Gegenwind aus dem gesellschaftlichen Umfeld zusammenstehen (vgl. Bucher 2008, 26) – neigt dazu, andere Lebensentwürfe eher kritisch zu sehen und sich nach außen abzuschotten. Die Gemeinde erscheint oft zu einseitig als Oase, als geschützter, heimeliger Bereich, in dem man sich vor den Belastungen des Alltags und den Herausforderungen der immer unübersichtlicher werdenden „Welt da draußen“ zurückziehen kann. Dem entsprechen Erfahrungen der Vergemeinschaftung wie

- der Bezug auf eine nahegelegene Kirche;
- unkompliziert erreichbare und (mit ihrer Wohnung) nahräumlich präsente Priester und andere hauptamtlich Tätige, die möglichst kommunikative und nette Menschen sind;
- die möglichst harmonische Zusammenarbeit von Laien (pastorale Berufe bzw. Gremien), die dem Priester helfen, möglichst aktiv sind und innerhalb der verschiedenen Lebenswelten (Beruf, Familie, Freizeit) Kirche präsent halten;
- die gemeinsame Durchführung verschiedenster Aktivitäten (von der Gruppenstunde über den Adventsbasar bis zum Pfarrfest etc.), wobei das pädagogische Ziel der Pastoral dementsprechend das aktive Gemeindemitglied ist;
- das Verständnis, dass Kirche an erster Stelle die Gemeinde vor Ort ist.

Die Gefahr besteht, dass sich eine christliche Gemeinde, die sich weitgehend nach diesem Modell gestaltet, doch immer stark um sich selber dreht. Das aktive Gemeindemitglied wird dann als Ideal unter vielen anderen möglichen

Formen der Teilhabe an Kirche favorisiert, während in der Gesellschaft insgesamt die religiöse Praxis und deren Intensität zunehmend zu einer Sache der/des Einzelnen geworden sind, die/der für sich entscheidet, wann sie/er wie religiös praktiziert (vgl. Bucher 2008, 32-35). Und so zeigt sich trotz allen Aufwandes, den wir in den vergangenen Jahrzehnten in lebendige Kirchengemeinden investiert haben, dem nüchtern-sachlichen Blick: Das Konzept der gruppen- oder familienhaften Gemeinde hat faktisch nicht zu einem stabileren Bindungsverhalten einer Mehrheit der Kirchenglieder beigetragen. Einschlägige Studien gehen davon aus, dass derzeit nur etwa 25% der KatholikInnen relativ regelmäßig Gemeindekontakt haben, ca. 25% Austrittswillig sind und die übrigen KatholikInnen zur „unbekannten Mehrheit“ der „Kasualienfrommen“ zu rechnen sind, die an biografischen Knotenpunkten den Kontakt zur Kirche v. a. über das einschlägige gottesdienstliche Angebot suchen (vgl. Bucher 2008 sowie Förster/Kügler 2006). Soziologisch formuliert: Eine bestimmte Gestalt von Gemeinde bzw. Kirche nähert sich in unseren Breiten ihrem Ende: „die Monokultur der hauptamtlich begleiteten gruppenhaften Vergesellschaftung in einer nahräumlich und interaktiv überschauten Treffensgemeinschaft („familienhafte Gemeindekirche““ (Sellmann 2011, 11).

7.1.3 Die Leitidee: Kirche als Netzwerk pastoraler Orte

Damit keine Missverständnisse aufkommen: Die bisherigen Überlegungen sind kein Plädoyer zur möglichst raschen Beseitigung der Gemeinde als möglicher Sozialform des Christlichen. Worum es aber geht, ist, eine bestimmte, einseitig bevorzugte Vorstellung von der Gemeinde zugunsten der Idee einer Vielfalt pastoraler Orte aufzubrechen. Dieser Ansatz folgt den eingangs kurz skizzierten Leitideen, die das Zweite Vatikanische Konzil formuliert hat: Kirche hat ihre Daseinsberechtigung nicht um ihrer selbst willen, sondern gewinnt sie alleine von daher, dass sie Menschen in deren Lebenswirklichkeit Gotteserfahrungen ermöglicht. Wir haben also nicht danach zu fragen, wie in den uns oft lieb gewordenen Sozialformen kirchlichen Lebens Pastoral (noch) möglich ist. Die Aufgabe besteht darin, nach dem Willen Gottes im Heute zu forschen, um dann solche Sozialformen zu entwickeln, die möglichst optimale Chancen für die Pastoral bieten (vgl. Bucher 2008, 36). Gefragt sind dabei alle Getauften mit ihren Geistesgaben.

Was ist aber nun die angemessene Form der Vergemeinschaftung für eine Kirche, die in diesem Sinne neu aufbricht, ihre Sendung zu leben? Die Soziologen sprechen davon, dass Kirche bislang weitgehend als Cluster erlebbar war, als verdichtete Traube aus verschiedenen Cliques. Wir hatten gesehen: Solche Gemeinschaft vermittelt im besten Fall die Erfahrung von Geborgenheit und Stabilität. Doch dieser Vorteil ist zugleich der große Nachteil: Die Stabilisierung geschieht um den Preis einer Abschottung gegenüber Impulsen von außen. Will Kirche den Zeichen der Zeit gerecht werden, sollte sie sich bei der Weiterentwicklung ihrer Sozialformen deshalb darauf konzentrieren, die Monokultur der Gemeinde als Cluster/Clique/Gruppe aufzubrechen zugunsten der Leitidee des Sozialen Netzwerkes.

Innerhalb eines Systems, das zunehmend gekennzeichnet ist durch ein reduziertes Personalangebot Hauptberuflicher bzw. Hauptamtlicher, vergrößerte Seelsorgeeinheiten und gleichzeitig erwünschter Kirchenentwicklung „vor Ort“, kann Kirche lernen, dass vorwiegend schwache Verbindungen zwischen Knoten und Clustern interessant sind. Nur über solche schwachen Verbindungen erreichen neue Informationen auch Gruppen mit starken internen Bindungen. So entstehen durch schwache Verbindungen Zugänge zu Nutzern außerhalb des Clusters. Besondere Wertschätzung verdienen deshalb sogenannte Bridges oder Grenzgänger, die nicht zur Clique bzw. zum gemeindlichen Cluster zählen, aber irgendwie Verbindungen zu einem Knoten innerhalb einer Clique haben und wiederum in ganz andere Systeme Kontakte bilden. Neben die klassische

Gemeinde treten Sozialformen wie Events, Pilgern, Dienstleistungen, Medienkontakte, offene Diskussionsveranstaltungen etc. Hier können sich solche schwachen Bindungen immer wieder neu herauskristallisieren. Um es an einem Beispiel zu verdeutlichen: Solche schwachen Bindungen können über Dienstleistungen entstehen. Grob geschätzt dürften 75-80%

pastoraler Handlungsvollzüge Dienstleistungscharakter haben, sei es im Bereich der Caritas, bei den Kasualien (Sakramentenfeiern, Bestattungen etc.), in den Beratungsdiensten, aber auch in unseren Pfarrbüros etc. Hier geschieht bestenfalls durch die Kirche konkrete Problemlösung oder auch eine gottesdienstliche „Rahmung“ biografischer Knotenpunkte – ohne, dass die stärkere kirchliche Bindung derer, die kirchliches Handeln „in Anspruch nehmen“, dadurch garantiert wäre. Die Netzwerkidee geht davon aus, dass dies nicht zu bedauern, sondern vielmehr positiv anzunehmen ist: Wenn die Kirche an solchen Stellen tatsächlich Dienstleisterin zu sein vermag, kann sich der Geist Gottes im Leben von Menschen konkret Ausdruck verschaffen. Diesbezüglich müsste natürlich ausführlicher theologisch überlegt werden, inwiefern die Kirche auch als Dienstleistungsorganisation verstanden werden kann (Kehl 2000; Bredeck 2011). Dabei wäre herauszustellen, dass die Dienstleistungspastoral gerade aus dem oben beschriebenen Verständnis der Kirche als Sakrament folgt: Kirchliches Handeln hat der Berufung und Sendung der Menschen zu dienen; und Berufung und Sendung entfalten sich eben lebensgeschichtlich in großer Vielfalt und in unterschiedlicher Nähe bzw. auch Ferne zur verfassten Kirche. Kirchliche Dienstleistung in diesem Sinne gelingt dann aber gerade dann, wenn die Gläubigen ihr Handeln nicht darauf abstellen, Menschen für die Clique zu rekrutieren.

Das heißt nicht, Kirche sollte sich anbiedern und unter Wert verkaufen; das darf sie von ihrer ureigensten Berufung her nicht. Sie wird ihre Ideale aber auch nicht verraten, wenn sie sich tatsächlich vom Geist des Evangeliums leiten lässt. Kirche wird an den „Orten“, an denen Gott mit konkreten Menschen in Kontakt kommen möchte, im Dienst dieser Begegnung stehen. Und dabei kann es ihr wiederum gar nicht um sich selber gehen. Das erfordert in der Entwicklung pastoraler Strategien ein immenses Maß an Kreativität und hohe Experimentierfreude, Geduld miteinander und mit den Menschen, Geduld auch mit Gott, der umgekehrt ja mit uns so unendlich viel Geduld hat. Nochmals soziologisch gesagt: Für den Aufbau eines solchen Netzwerks ist die Kultivierung sogenannter struktureller Löcher unverzichtbar, die man geduldig und interessiert in ihrer eigenen Dynamik entstehen und auch wieder sich schließen lassen kann. Ein von vielen Pastoraltheologen und im Bistum Osnabrück mit dem Pastoralen Zukunftsgespräch und dem Perspektivplan 2015 in die Diskussion gebrachter Vorschlag ist, den Gemeindebegriff vor diesem Hintergrund offener zu verstehen bzw. um den Begriff des pastoralen Ortes zu ergänzen: Solche pastoralen Orte zeichnen sich dadurch aus, dass hier Menschen – wie ausdrücklich auch immer – mit (anderen) Glaubenden und über diese mit der aufrichtenden und befreienden Gegenwart Gottes in der Welt in Berührung kommen. Die Bindungen, die dabei entstehen, können unterschiedlich stark sein, ja manchmal sind sie nur von kurzer Dauer und relativ schwach. Aber gerade über solche temporären Kontakte entstehen spannende Begegnungssituationen.

Was es im Einzelnen zu fördern gilt, um Kirche als Netzwerk (oder als eingebunden in verschiedene Netzwerke) zu entwickeln, ist deshalb

- eine ausdrückliche Anerkennung und Förderung der Vielfalt kirchlicher Sozialformen. Bischof Bode spricht in der Arbeitshilfe zum Perspektivplanprozess diesbezüglich von sieben Zugängen zur Kirche (vgl. Bode 2008, 7-9): (1) territorial; (2) kategorial; (3) personal; (4) medial; (5) lokal; (6) temporal/sakramental; (7) global. Diese Zugänge sind nicht aufeinander oder auf einen von ihnen reduzierbar, sondern haben innerhalb des Netzwerkes Kirche ihren unverzichtbaren Eigenwert, weil der Geist mit unterschiedlichen Sozialformen unterschiedliche Elemente des Reiches Gottes zu verwirklichen vermag.
- eine weiter auszubauende und zu intensivierende Aus- und Fortbildung aller (hauptberuflich/-amtlich wie ehrenamtlich tätigen) Getauften. Diese müssen dazu befähigt werden, gemäß ihren je eigenen Fähigkeiten an den verschiedenen Knotenpunkten des kirchlichen Netzwerkes (bzw. sozialer Netzwerke überhaupt) im Dienst der Begegnung Gottes mit den Menschen tätig zu werden. Dies kann geschehen, indem sie Wortgottesdienste gestalten, Katechesen oder Bibelgespräche leiten, Fundraising betreiben, mit Menschen verschiedenster Milieus in Kontakt treten, diakonische Projekte entwickeln und sich von ihren christlichen Überzeugungen her in die Politik einmischen etc. Hauptberuflich in der Kirche Tätige sind (keineswegs ausschließlich, aber in besonderer Weise) dafür da, ihre professionellen Ressourcen zur Förderung und Begleitung der Charismen einzusetzen, die sich letztlich wiederum selbst organisieren.
- ein Verständnis der Pfarrei als Pluralität von Gemeinden, die nicht in sich abgeschlossen sind, sondern als kirchliche „Verweisagenturen“ (Rainer Bucher)

fungieren. Sie sind Transferstationen zu anderen pastoralen Orten, an denen die existenzielle Bedeutsamkeit der Gottesrede neu entdeckt wird (vgl. Sellmann 2011, 16).

- eine leitende Handlungsoption, gemäß der durch kirchliche Praxis möglichst für jeden Menschen die Dimension des offenen Himmels erlebbar werden soll (Feier des Gottesdienstes). Dabei darf die Offenheit für die Zeichen der Zeit nicht der Beliebigkeit derer überlassen werden, die sich als Glaubende verstehen. Die Kirche kann sich die Zeit nicht aussuchen, in die sie hineingestellt ist, und v. a. nicht die Menschen, mit denen sie einen Weg zu gehen hat. Dafür steht traditionell unser sogenanntes Territorialprinzip, gemäß dem Kirche sich nicht einfach aus finanziellen, personellen oder anderen Gründen „aus der Fläche“ zurückziehen darf. Wie eingangs vom Katechetischen Prozess her formuliert: Dort, wo glaubende Menschen leben, haben sie sich den Zeichen der Zeit zu stellen und von diesen her das Evangelium zu lesen – ob das gelegen oder ungelegen kommt (diakonische Ausrichtung). (vgl. Bucher 2008, 40f.) Dies hat nicht isoliert, sondern im Verbund mit allen innerhalb des Territoriums tätigen Handlungsträgern (Kommunen, NGOs, Verbänden, Bürgerinitiativen etc.) zu geschehen, die sich um die Mehrung menschlichen Lebens in seiner Fülle mühen.

Literatur

- BODE, Franz-Josef: Wir haben eine Vision, in: „... Gott und den Menschen nahe ...“. Materialien zum Perspektivplan 2015, Osnabrück 2008, 7-9.
- BREDECK, Michael, Dienstleistungspastoral als Herausforderung für die pastoralen Akteure. In: Lebendiges Zeugnis 66 (2011), 262-273. BUCHER, Rainer: Die Gemeinde nach dem Scheitern der Gemeindeftheologie. Perspektiven einer zentralen Sozialform der Kirche. In: Georg Ritzer (Hrsg.), „Mit euch bin ich Mensch ...“. Festschrift Friedrich Schleinzer O.Cist., Innsbruck/ Wien 2008, 19-46.
- FÖRST, Johannes / KÜGLER, Joachim (Hrsg.): Die unbekannte Mehrheit: Mit Taufe, Trauung und Bestattung durchs Leben? Eine empirische Untersuchung zur „Kasualienfrömmigkeit“ von KatholikInnen – Bericht und interdisziplinäre Auswertung (Werkstatt Theologie – Praxisorientierte Studien und Diskurse Bd. 6), Münster 2006.
- GRESHAKE, Gisbert: Zur Bedeutung der Trinitätslehre, in: Pastoralblatt 42 (1990) 39, hier zit. nach: Kehl, Medard: Hinführung zum Glauben (ttb), Kevelaer 2009, 147f. http://www.bistum-osnabrueck.de/fileadmin/user_upload/Dokumente/Silvesterpredigt_2011.pdf
- KEHL, Medard, Kirche als „Dienstleistungsorganisation“?. In: Stimmen der Zeit 125 (2000), 389-400.
- SELLMANN, Matthias, Wie wird sich die Sozialgestalt der Kirche verändern? In: Erzbistum Freiburg (Hrsg.), Impulse für die Pastoral 2/2011: Zukunft der Pastoral – Pastoral der Zukunft, Freiburg 2011, 7-18.
- WUCHERPENNIG, Ansgar, Der Johannesprolog – eine alljährliche Überforderung (ungekürzte Fassung). Erschienen in: Lebendige Seelsorge 58 (2007), 338-342. Hier zit. nach der Onlinefassung: www.sankt-georgen.de/leseraum/wucherpennig5.pdf.

Dieser Beitrag ist in leicht veränderter Form auch erschienen in: Arbeitskreis Kirche und Ländlicher Raum in der Katholischen LandvolkHochschule Oesede (Hrsg.), Dokumentation zum Landpastoralen Fachtag „Glauben im Dorf“. Neue Modelle ehrenamtlicher Gemeindeleitung – Misch dich ein! 5. November 2011, Oesede 2012, 6-9.